

Laurent Seksik  
DER FALL EDUARD EINSTEIN





Laurent Seksik

DER FALL  
EDUARD EINSTEIN

Roman

Aus dem Französischen von Hanna van Laak

Karl Blessing Verlag

Originaltitel: Le cas Eduard Einstein  
Originalverlag: Flammarion, Paris



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das für dieses Buch verwendete  
FSC®-zertifizierte Papier *EOS* liefert Salzer Papier, St. Pölten, Austria

1. Auflage 2014  
Copyright © 2013 Laurent Seksik  
Copyright der Übersetzung 2014 Karl Blessing Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Umschlaggestaltung: Geviert Grafik & Typografie,  
Werbeagentur, Zürich  
Photo: Eduard Einstein und sein Vater  
in der Klinik Burghölzli, Zürich.  
Collection particulière/Walchwil-Switzerland  
Satz: Christine Roithner Verlagsservice, Breitenauich  
Druck und Einband: Pustet, Regensburg  
Printed in Germany

ISBN: 978-3-89667-520-0

[www.blessing-verlag.de](http://www.blessing-verlag.de)

Für meine Frau



# INHALT

Burghölzli – Alexanderplatz	9
Huttenstrasse 62	83
Princeton – Heldenplatz	123
Mercer Street 112	155
Novi Sad – Princeton	191
Nordheim	243
Princeton – Burghölzli	269
Burghölzli	307

## Anhang

<i>Auszüge aus dem Nachruf in der Zeitschrift Wir Brückenbauer</i>	331
<i>Zitatnachweise, Literatur- hinweise sowie Belege für die Therapieformen</i>	332

BURGHÖLZLI –  
ALEXANDERPLATZ



Die schwere Tür fällt knarrend ins Schloss. Von außen wirkt das Gebäude, dessen Dach sich gegen den Novemberhimmel abzeichnet, noch imposanter. Ein Schwindel erfasst die Frau, und sie fürchtet schon, ohnmächtig zu werden. Sie ruft sich in Erinnerung, was der Arzt ihr für einen solchen Fall geraten hat: sich auf einen Punkt vor sich zu konzentrieren, tief durchzuatmen. Sie glaubt an die Medizin. Auch wenn sie dieses Vertrauen an diesem Morgen ein wenig erschüttert sieht. Ist hinter diesen Mauern die Wissenschaft am Werk? Man möchte eher meinen, dass der Teufel von der Seele ihres Sohnes Besitz ergriffen hat.

Der Krankenpfleger, der sie auf die Vortreppe zurückbegleitete, hat geduldig ihrer Erzählung gelauscht. Noch einmal hat sie die Ereignisse geschildert, die sie an diesen Ort geführt haben. Sie hat kein Detail ausgelassen. Alles schien bedeutsam und konnte von Nutzen sein. Der Pfleger sprach freundlich mit ihr. »Sie haben sich nichts vorzuwerfen, Frau Einstein. Es war richtig von Ihnen, hierherzukom-

men. Das Wohl unserer Lieben erfordert es manchmal, dass wir gegen ihren Willen handeln. Und geben Sie die Hoffnung nicht auf. Wir befinden uns im Jahr 1930. Die Wissenschaft macht atemberaubende Fortschritte. Das brauche ich Ihnen, meine Liebe, wohl nicht zu erzählen. Machen Sie sich keine Sorgen, wir geben auf ihn acht. Auf Wiedersehen, Frau Einstein.«

Als die Tür sich schloss, stellte sie ihren Fuß dazwischen. Der Mann warf ihr einen bösen Blick zu. Harsch forderte er sie auf, die Dinge nicht unnütz schwerer zu machen. Sie gehorchte.

Jetzt steht sie allein vor dem lang gestreckten, vierstöckigen Gebäude. Sie sollte sich dazu durchringen, diese Stätte zu verlassen. Sie hat genug darüber gehört und zu viel davon gesehen. Sie schafft es nicht, einen Schritt zu machen. Sie blickt sich um, auf der Suche nach einer Schicksalsgefährtin. Einer anderen Frau, die wissen will, wie es ihrem Sohn geht, wann sie ihn wiedersehen kann. Doch niemand wartet vor dem Gebäude. Es muss wohl die falsche Zeit sein.

Bis jetzt hat sie nicht geweint. Sie war nicht empfänglich für Traurigkeit. Einzig Angst beherrschte ihr Denken, ein ungeheures Entsetzen, der maßlose Schrecken einer Mutter. Nun ist die Furcht der Verzweiflung gewichen. Sie schluchzt ganz leise. Die Stunden, die sie gerade erlebt hat, schwimmen all

ihre Tränen heran. Sie sieht die leichenblassen und schmerzzerrissenen Gesichter wieder vor sich. Sie hört die Schreie der Auflehnung und des Leids wieder. Das Schicksal hat gesprochen. Ihre Existenz ist aus dem Lot geraten. Das Leben hat sie zu hassen begonnen und ihr geraubt, was ihre ganze Freude war.

Plötzlich wird ihr bewusst, dass sie dem Arzt noch etwas Wichtiges mitteilen muss. Sie drückt auf die Klingel. Warum hat sie nicht schon früher daran gedacht? Eduard braucht zwölf Stunden Schlaf. Unter allen Umständen. Der Arzt muss das wissen. Die Frage ist lebenswichtig. Zu Hause hat sie ihm Kräutertees zubereitet, beruhigend auf ihn eingesprochen. Sie war seine Nachtwächterin. Hier haben die Ärzte ihr das Recht, bei ihrem Sohn zu schlafen, verweigert. Eine Matratze direkt auf dem Boden hätte doch genügt. Dieses Kind braucht seine Mutter. Sein Bruder Hans Albert hat einen anderen Charakter, er ist selbstständig und stark. Eduard ist so empfindsam. Er ist der kleine Junge geblieben, den sie früher am Ufer der Limmat spazieren fuhr. Die Bewegung des Kinderwagens wiegte ihn in den Schlaf. Er lächelte selig. So sehr hat sich sein Gesicht doch nicht verändert. Abgesehen von diesem Ausdruck von Fremdheit, der sich jetzt in seinen Mundwinkeln abzeichnet. Und von seinen großen hellen Augen, die immer verloren ins Leere blicken.

Sie hätte sich mit einer schlichten Decke auf der Erde zufriedengegeben. Das Wichtigste war, dass Eduard ihre Anwesenheit spürte. Ein Nichts kann ihn zerbrechen. Die geringste Bemerkung erlebt er als Angriff. Sie allein vermag ihn über die Verzweiflung hinwegzutrusten, ihn vom Leid zu befreien. Sie liest in ihm wie in einem offenen Buch. Leider ist es ihr in den letzten Wochen nicht mehr gelungen, das Feuer seines Zorns zu beherrschen.

Jemand hat sie gehört, die Tür öffnet sich. Ein Mann mit leicht zerknittertem blauem Kittel postiert sich vor ihr.

»Ich muss Dr. Minkel etwas Wichtiges mitteilen.«

»Der Herr Doktor ist bei einer Untersuchung.«

»Ich habe erst vor wenigen Augenblicken mit ihm gesprochen.«

»Glauben Sie etwa, er spaziert durch die Gärten des Burghölzli? Ich sage Ihnen doch, er ist bei einem Patienten!«

»Könnten Sie ihm eine Nachricht hinterlassen? Es geht um meinen Sohn Eduard Einstein, Zimmer 109.«

»Ich weiß.«

»Sie ... wissen?«

»Einsteins Sohn befindet sich innerhalb unserer Mauern. Die Neuigkeit muss schon die Runde gemacht haben in Zürich. Die Leute zerreißen sich gern das Maul.«

»Mein Sohn hat nichts Verwerfliches getan.«

»Man vermutet überall etwas Böses.«

»Eduard leidet, das ist alles!«

»Manche Leiden haben heutzutage einen schlechten Ruf.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Sie werden es schon noch verstehen. Also, erzählen Sie mir, was für bedeutsame Dinge Sie Dr. Minkel mitteilen möchten.«

Sie erklärt ihm, wie immens wichtig zwölf Stunden Schlaf für ihren Sohn sind. Der Mann hört zu, nickt, verspricht, er werde es ausrichten, reicht ihr die Hand, grüßt und schließt erneut das Tor.

Sie betrachtet die Dächer der Stadt, den See unterhalb, die verschneiten Gipfel der Berge in der Ferne. Für gewöhnlich bezaubert sie dieser Anblick. Heute ist der Himmel grau, verheißt Gewitter. Ein Nebelschleier bedeckt Zürich. Die Kirche, die an das Haus angrenzt, reckt ihren Turm in den Dunst. Die vertrauten Straßen scheinen unerreichbar fern.

Mileva ist starr vor Kälte. Sie spürt ihre Finger nicht mehr. Sie nimmt die Straße, die in die Stadt hinabführt. Eine dünne Schneeschicht überzieht das Pflaster. Bei jedem Schritt stolpert sie beinahe. Fast trauert sie dem Notarztwagen nach, der sie hergebracht hat. Sie schwört sich, dass sie sich nicht um-

drehen wird. Alle zehn Meter bricht sie den Schwur. Ihr Blick verliert sich inmitten der unzähligen Fenster des Burghölzli. Das Gebäude scheint den gesamten Hügel einzunehmen, den Horizont zu erdrücken. Der Ort soll umnachteten Seelen Zuflucht bieten. Sie erinnert sich an die Schreie der Verzweifelten, die grauenhaften Ausbrüche von Gelächter. Sie sieht ihren Sohn unter den mageren Gestalten vor sich, die wie erstarrt sind oder sich hin und her wiegen. Diese Menschen haben keine Erinnerung mehr an die Freuden des Lebens. Nichts dringt mehr zu ihnen durch, weder Ermahnungen noch Schläge. Eine wilde Verachtung spiegelt sich in ihren Zügen. Und doch ist dieser Hass nichts, verglichen mit den Ängsten, die ihr Herz martern wie ein Papier, das zerknüllt wird.

Es wäre ihr lieber gewesen, selbst Eduards Platz einzunehmen. Sie die Gefangene und er ein freier Mann. Er auf der Straße und sie eingesperrt. Er würde laufen, bis ihm die Luft ausginge. Unten an der Straße würde er schon nichts mehr von dem Unglück wissen, das über seine Mutter gekommen war. Er würde den See in der Ferne sehen, hätte Lust, an seinem Ufer spazieren zu gehen. Er würde an seine Mutter denken, wäre einen Augenblick lang traurig. Ein Mädchen würde ihm zulächeln, er würde seinen Kummer vergessen. Er würde einen Freund treffen, der ihm vorschlagen würde, einen Ausflug auf sei-

nem Boot zu unternehmen. Er würde segeln gehen. Alle Sorgen würden sich in Luft auflösen.

Das Schicksal hat anders entschieden. Sie darf sich frei bewegen, Eduard hingegen muss eingesperrt werden.

Der Rückweg erscheint ihr schrecklich lang. Ihre Plateauschuhe aus Holz, die ihr Hinken ausgleichen sollen, verstärken den Schmerz in der Hüfte. »Der Fuß muss sich an die Sohle anpassen«, hat ihr der Schuhmacher erklärt. »Eines Tages werden Sie Sprünge machen.« Sie weiß nicht, was springen bedeutet. Seit ihrer Kindheit ist das bloße Gehen eine Strapaze für sie. Ihre Freundinnen nahmen Tanzstunden, sprachen über Musselin, Tarlatan und Tutus. Ihre kranke Hüfte hinderte sie am Laufen. Es regnete Spötteleien und Spitznamen. Sie war das Hinkebein, die Lahme, die Hexe. Eine Begebenheit mit zwanzig kommt ihr wieder in den Sinn. Ein Freund Einsteins wunderte sich, wie der junge Mann sich trotz ihrer Behinderung für sie interessieren konnte. Albert antwortete: »Warum nicht? Sie hat eine liebe Stimme.« Jahre später hat Einstein eines Tages seine Sehkraft wiedergefunden.

Sie hinkt. In ihrer Vorstellung kriecht sie. Sie ist über die Gehsteige Prags gekrochen, über die Palackýbrücke und durch die Weinberggasse, später über die Berliner Boulevards, immer im Schatten ihres Mannes.

Seitdem sie allein in Zürich lebt, ist dieses Gefühl schließlich verschwunden. Heute taucht es wieder auf.

An der Kreuzung erkennt sie ein vertrautes Gesicht. Rudzica, ihre Nachbarin in der Pension Engelbrecht, vor dreißig Jahren, Ende des vergangenen Jahrhunderts. Nach ihrem Studium zog Rudzica nach Genf. Ihre Haare sind jetzt kurz geschnitten, sie haben ihre blonde Farbe verloren. Doch Rudzicas Ausstrahlung, die ihren Charme ausmachte, ist unverändert. Sie trägt ein entzückendes Kleid, und ihr Gesicht strahlt vor Freude. Denkt sie an ihre Kinder oder an ihren Mann, träumt sie von dem Diner, zu dem sie eingeladen ist? Oder geht sie einfach nur beschwingt und ohne an etwas zu denken dahin?

Die Pension Engelbrecht befand sich in der Plattenstr. 50. Rudzica und zwei weitere Mädchen teilten sich das große Zimmer im dritten Stock, während sie allein ein kleines Zimmer unter dem Dach bewohnte. Es bereitete ihr Mühe, die Treppen hochzusteigen. Aber die Abende in Gesellschaft der drei Mädchen ließen sie ihre Mühsal vergessen. An einem gewissen Aufblitzen im Blick ihrer Freundinnen hatte sie erkannt, dass sie sie immer kommen hörten, weil das Geräusch ihrer Schritte sie verriet. Mileva hatte beschlossen, am Fuß der Treppe ihre Schuhe auszuziehen, sie stieg die Stufen mit bloßen Füßen hoch und

zog sie oben wieder an. Eines Tages hatte Rudzica sie mit den Schuhen in der Hand überrascht. Ihre Blicke hatten sich gekreuzt. Rudzica hatte immer Stillschweigen bewahrt.

So viel Zeit ist seit jenem Jahr 1899 vergangen. Sie kann kaum glauben, dass dieses lange Defilee von Wochen und Monaten ihr Leben gewesen sein soll.

Rudzica dreht sich um. Hat sie mich wohl erkannt, fragte sich Mileva, in dem Bewusstsein, vorzeitig gealtert zu sein. Sie will nicht mit ihrer Freundin von früher sprechen. Sie will nichts von ihrem Unglück verraten. Sie will nicht Rudzicas Schilderung ihres Lebens hören. Ich habe diesen Studenten aus dem vierten Studienjahr geheiratet, der um uns herumswirte, weißt du. Wir leben mit unseren drei Kindern in Genf. Und du, was ist aus dir geworden? Ich habe von deiner Scheidung gehört. Ich sehe Albert noch vor mir, wie er in die Pension kommt, Geige spielt und in dein Zimmer steigt. Wer hätte geglaubt, dass wir mit dem größten Genie des Jahrhunderts verkehrten? Und dich hat er ausgewählt, meine kleine Mileva. Weißt du, die Männer ändern sich. Berühmt oder nicht, sie sind alle gleich. Hast du ein neues Leben angefangen? Bist du wenigstens glücklich?

Sie fürchtet sich vor solchen Fragen und würde gerne ihr Gesicht verbergen. Mit der Umgebung verschmelzen. Damit Rudzica nicht das Kleid sieht, das

sie hastig beim Aufbruch in dieser Nacht angezogen hat. Das Kleid ist zerknittert, sie hat es bei Bernitz gekauft. Da machen Sie ein gutes Geschäft, hatte die Verkäuferin gesagt. Zwei zum Preis von einem. Zwei beinahe identische Kleider, mit blauen oder grünen Karos, hochgeschlossen bis zum Hals, unter das Knie fallend. Rudzica scheint ein Kleid aus Tüll zu tragen.

Alles lieber, als zu hören, wie ihre Freundin die Zeiten der Pension Engelbrecht wieder zum Leben erweckt. Erinnerst du dich an die Kissenschlachten? Und an diese Nacht, in der Helene eine Flasche Wodka mitgebracht hatte? Keine von uns hatte je zuvor einen Tropfen Alkohol getrunken. Wir verabscheuten den Geschmack und zwangen uns, die Flasche auszutrinken. Und die Wutschreie von Frau Bark, als sie eintrat, hallen noch immer in meinen Ohren wider. Einen Monat Ausgehverbot. Das waren herrliche Zeiten!

Kurz ist sie versucht, zu ihrer früheren Nachbarin zu laufen. Sie möchte sich in ihre Arme werfen und sich an sie drücken, sich an ihrer Schulter ausweinen, ihr anvertrauen, was sie gesehen hat. Rudzica, was für ein Wunder, dass du mir hier begegnest! Ich komme von einem Ort, von dem du keine Vorstellung hast. Dem Reich der verlorenen Seelen. Nein, ich bin nicht verrückt. Aber ich habe mit eigenen Augen ge-

sehen, was Wahnsinn ist. Der Ort des Verderbens befindet sich direkt vor dir, sieh nur, das riesige Gebäude dort oben auf dem Hügel. Das ist der Ort, von dem ich spreche. An dem man eingesperrt und geschlagen wird. In unserer schönen Stadt, ganz in der Nähe jener Stelle, wo wir immer gespielt haben. Und willst du wissen, was ich an diesem verfluchten Ort gemacht habe? Ich habe meinen eigenen Sohn dort hin gebracht.

Ein Bus fährt die Straße entlang und biegt vor ihr ab. Für einen Augenblick verbirgt das Fahrzeug die Gestalt ihrer Freundin. Als der Bus die Kreuzung überquert hat, ist Rudzica nicht mehr zu sehen. Die Straße liegt wieder verlassen vor ihr.

Sie fühlt sich erschöpft. Sie würde sich gerne setzen. Sie braucht Kraft, um nach Hause zu gehen. Sie sieht nirgends einen Ort, an dem sie sich ausruhen könnte, sie hat niemanden, an den sie sich wenden kann.

Die Leute, die mich kennen, werden Ihnen sagen, dass ich verrückt bin. Glauben Sie kein Wort davon. Es gehört zum Wesen der Verrückten, dass sie nicht wissen, dass sie es sind. Ich bin der Sohn Albert Einsteins. Ich kann mir vorstellen, dass sich nun Zweifel in Ihnen regen. Einsteins Sohn?! So steht es in meinem Pass. Ein Stein, zusammengeschrieben. Eduard

mit Vornamen, geboren am 28. Juli 1910 in Zürich. Stellen Sie Nachforschungen an. Ich bin eine stadtbekanntere Persönlichkeit.

Meine Mutter behauptet, ich sei meinem Vater wie aus dem Gesicht geschnitten. Sie spricht von einem Aufblitzen von Intelligenz im Blick. Wenn ich eine Spur von Schalkhaftigkeit besäße, dann wüsste man das. Oder habe ich diese Eigenschaft beim Heranwachsen verloren? Seit Kurzem kann ich auf einige meiner Fähigkeiten nicht mehr zugreifen. Ist das nicht der Grund für Ihre Anwesenheit hier? Oder sind Sie nur hier, um etwas über meinen Vater zu erfahren und seine Erinnerung zu beschmutzen?

Was meine Identität angeht, so ist es in diesen stürmischen Zeiten zu Beginn der Dreißigerjahre dienlich zu präzisieren, dass ich entgegen der naheliegenden Schlussfolgerung, die man aus meinem Nachnamen ziehen könnte, kein Jude bin. Es soll hier laut und deutlich gesagt werden: Eduard Einstein ist orthodoxer Christ, getauft am 4. Juni 1912 in der schönen Stadt Novi Sad in Serbien! Ich besitze alle erforderlichen Dokumente.

Die Qualen, die ich meiner Mutter auferlege, nahmen ihren Anfang am Tag meiner Geburt. Meine Mutter hat mir immer wieder erzählt, was für ein Albtraum meine Geburt war. Die Erwachsenen reden einfach drauflos, ohne sich die Auswirkungen ihrer Worte

auszumalen. Wenn man meiner Mutter zuhört, dann wäre es besser gewesen, ich wäre nicht auf die Welt gekommen. Was wäre aus mir geworden?

Die Entbindung war offenbar eine furchtbare Qual. Das Becken meiner Mutter war zu eng für meinen großen Schädel. Die Hüften sind der Schwachpunkt der Familie Marić. Man hinkt von einer Generation zur nächsten. In der Kindheit wird die Hüfte ausgekugelt. Danach spielen die Knochen verrückt. Der Fluch trifft eine große Zahl von Serben der Region Novi Sad. Ich bin diesem Gebrechen entgangen. Ich weiß mein Glück zu schätzen.

Meine Mutter hinkt schon immer. Als Mädchen wurde sie verspottet. Sie wissen ja, wie Kinder sind. Es heißt, sie seien grausamer als Erwachsene. Aber es sind die Erwachsenen, die das sagen.

Wenn man mich fragt, was mich an diesen Ort geführt hat, gebe ich die Frage zurück. Glauben Sie, ich wäre fähig, meine Mutter zu schlagen? Ich bin ein ruhiger Junge, von Natur aus schweigsam und wirklich unfähig, die Hand gegen jemanden zu erheben, am allerwenigsten gegen diejenige, die mich unter schrecklichen Umständen auf die Welt gebracht hat. Mama kümmert sich seit so vielen Jahren allein um mich, man müsste schon recht undankbar sein. Und dennoch: Wenn meine Mutter das behauptet, dann werde ich ihr nicht widersprechen. Kürzlich habe ich

meine Selbstbeherrschung verloren. Hat meine Hand womöglich in einem Augenblick der Verwirrung ihr sanftes Gesicht geohrfeigt? In diesem bedauernswerten Fall bitte ich um Verzeihung.

Gehöre ich wirklich zur Klientel des Hauses? Hier behandelt man mich wie einen geistig Zurückgebliebenen. Ich bin alles andere als ungebildet. In meiner Jugend habe ich die gesamte Bibliothek meines Vaters gelesen. Ich habe Schopenhauer und Kant verschlungen, Nietzsche und Plato. Ich habe Thomas von Aquins Lehren in mich aufgesogen. Mit sechs Jahren habe ich Shakespeare gelesen. Es fällt Ihnen schwer, mir zu glauben? Zu viel Ehrgeiz verwandelt vernünftige Menschen in Irre. Wer hat das gesagt? Kant, meine ich.

Und vor allem habe ich jede Zeile von Freud gelesen. Den ganzen Freud. Allem Anschein zum Trotz bin ich Medizinstudent im ersten Jahr. Die Züricher Fakultät ist eine der besten Europas. Ich studiere wochenlang in meinem Zimmer, ohne einmal vor die Tür zu treten. Mein Vater rät mir, frische Luft zu schnappen. Für ihn ist das einfach. Ich muss viel arbeiten. Ich bin nicht Einstein.

Und wissen Sie, auf welche Fachrichtung ich mich spezialisieren möchte?

Sie ahnen es schon. Mein Traum ist es, Psychiater zu werden! Letzten Endes glaube ich, die beste Ab-

kürzung genommen zu haben: Ich habe die Klinik durch das große Tor betreten.

Ich weiß, dass Jung als Assistent Ihre Stelle innehatte. Oder war es meine? Wir tauschen später. In letzter Zeit stimmt mein Denken nicht mit der Realität überein. Meine Taten entziehen sich meinem Willen. In meinem Gehirn keimen alle möglichen Dinge auf. Es ist, als ob ich mich häuten würde. Mit zwanzig Jahren! Nachts schlafe ich nicht. Tagsüber ist es noch schlimmer. Sobald ich die Augen öffne, bewegen sich die Dinge, nehmen seltsame Formen an. Nichts ist mehr fest, nichts besitzt noch Kanten. An den Wänden zerfließen Fratzen. Es klopft an der Tür, und wenn ich öffne: niemand! Es gibt auch diese Stimmen, die mir Worte ins Ohr flüstern, die Mama nicht hört. Ich frage mich, ob sie nicht allmählich taub wird.

Ich möchte noch auf weitere Vorfälle hinweisen, bedeutungslose Nichtigkeiten.

Letzte Woche kam eine Katze in mein Zimmer und behauptete, ich sei schön. Mama hat mir das Gegenteil versichert.

Am übernächsten Tag schlüpfte eine Frau ohne Kopf in mein Bett, glitt mit anzüglichen Worten unter die Laken und verschlang mein Geschlecht mit ihrem Unterleib. Das ist eine Empfindung, die ich niemandem wünsche.

Anfang September versammelte sich eine riesige Menschenmenge unter meinem Fenster. Sie schwang Heugabeln, auf denen der Kopf meines Vaters aufgespießt war.

In der Nacht des Zwölften habe ich einen Schwarm Bienen verschluckt, der Honig kam mir aus den Ohren heraus.

Glücklicherweise haben sich die Stimmen am Ende beruhigt. Die Menschenmenge ist verstummt. Die Bienen sind fortgeflogen. Die Eindringlinge sind zu anderen Türen weitergezogen und klopfen nicht mehr an meine. Die Katze ist nicht zurückgekommen. Geben Sie mir Bescheid, wenn Sie ihr begegnen. Eine dicke Katze mit weißem Fell, die mit sanfter Stimme spricht.

Ich werde Ihnen eine Frage stellen, Ihnen, der Sie alles zu wissen glauben. Nehmen wir an, ich stehe am Fenster eines fahrenden Zugwaggons und lasse einen Stein fallen. Folgt der Weg des Steins einer Geraden oder einer Parabel? ... Jetzt sehen Sie schon weniger schlau aus!

Ich bin nun seit mehreren Stunden hier, und außer meiner Mutter und Ihnen ist kein Mensch zu mir gekommen. Verbietet die Hausordnung Besuche? Hat man meine Verwandten verständigt? Meine Mutter hat vielleicht Gründe, weshalb sie nicht bei mir bleibt. Ich war nicht nett zu ihr, und das mag eine

der Ursachen für meine Anwesenheit hier sein. Aber mein Vater könnte mich immerhin aufsuchen. Berlin liegt nicht am Ende der Welt. Ich werde Ihnen seine Telefonnummer mitteilen, wenn die Zahlen sich nicht mehr in meinem Kopf verheddern. Schicken Sie ihm ein Telegramm. Albert Einstein, Haberlandstr. 5, Berlin.

Vielleicht glauben Sie mir immer noch nicht? Vielleicht erscheinen hier viele Menschen und behaupten, sie seien Einsteins Sohn. Ich werde keinen Stein nach ihnen werfen. Man mag es für einen Glücksfall halten, einen berühmten Nachnamen zu tragen. Man glaubt, der Ruhm fällt auf einen zurück. Das ist ein großer Irrtum. Der Name Einstein ist eine Last für den gewöhnlichen Sterblichen. Eine einzige Person besitzt ausreichend starke Schultern, um eine solche Bürde zu tragen: mein Vater. Weder mein Bruder noch ich haben die Statur dafür. Das ist die Ursache meiner Unannehmlichkeiten, falls Sie danach suchen.

Ich will gerne mit anderen Aspiranten sprechen, die hier erscheinen und Anspruch auf die Bezeichnung Einsteins Sohn erheben. Ich werde ihnen offenbaren, welchen Preis sie zu bezahlen haben. Ich werde ihnen die Rechnung zeigen. Sie werden sich nie wieder mit diesem Namen brüsten. Was allerdings die anbelangt, die sich für Napoleon halten, mit denen müssen Sie ohne mich zurechtkommen.

Ganz unter uns – ich würde gerne den Namen meiner Mutter tragen. Zweifellos wäre ich dann nicht hier. Leider ist es nicht leicht, die Zeit zurückzudrehen. Mein Vater hat sich bereits mit der Frage beschäftigt. Ich werde nicht in seine Fußstapfen treten.

Na gut, ich will Ihnen die Antwort auf die Frage nach dem Stein und dem Waggon geben. Ich sehe den Stein in einer geraden Linie fallen. Der Fußgänger beobachtet eine Parabel. Es gibt keine Wahrheit an sich. Ihre Realität ist nicht die meine. Nehmen Sie sich ein Beispiel daran.

Wer sagt mir denn eigentlich, dass Sie Arzt sind? Dieser Ort muss Schwindler anziehen. Ich werde in Erfahrung bringen, weshalb Sie hier sind. Einen solchen Beruf wählt man nicht zufällig. Jemand muss in Ihrem Kopf herumspuken.

Ach ja, ich kann Ihnen noch etwas anderes enthüllen. Ich schreibe. Gedichte. Unzählige. Inspiriert von meiner Leidenschaft für Heine, Kleist und Victor Hugo. Meine Mutter bewahrt sie alle auf. Meinem Vater widerstrebt es, sie zu lesen. Ich trage Ihnen das letzte vor, das ich geschrieben habe.

*Gesang von der Geisteskrankheit  
Gott Vater und Sohn! ...*

Behalten Sie es für sich, wenn es Ihnen nicht gefällt.

Lassen Sie mich von einem anderen Familienmitglied erzählen.

Nicht von meinem Bruder Hans Albert, den nicht der geringste Schleier eines Geheimnisses umweht und der behauptet, trotz aller Gefahren, denen er ausgesetzt war, das Leben erfolgreich gemeistert zu haben. Nein, es handelt sich um eine geheimnisvollere Persönlichkeit, die im Verborgenen lebt und der ich in gewisser Weise Unterschlupf biete. Ein Mädchen, ich schäme mich nicht, das zu sagen, denn für jemanden mit Verstand machen Sie einen mitleidigen Eindruck. Diese junge Frau hat Probleme mit dem Sprechen und spricht durch meinen Mund. Ich tanze nach ihrer Pfeife. Sie lässt mich verstummen und sagt Dinge, die ich moralisch verdamme. Sie hat ungesunde Gedanken. Sie befiehlt mir, ins Zimmer meiner Mutter zu gehen, um Frauenkleider anzuziehen. Am liebsten hat sie das mit den grünen Karos, das ich eher trist finde. Einmal hat meine Mutter mich in dieser Aufmachung überrascht. Sobald Mama erschien, verschwand die Frau in mir. Ist neben meiner Mutter kein Platz für ein weibliches Wesen? Sie werden mir Ihre professionelle Meinung dazu mitteilen. Mama hat mich nicht geschimpft, noch hat sie mir in irgendeiner Weise Vorhaltungen dahingehend gemacht, dass Volants 1930 nicht mehr in Mode waren. Es scheint, als könnte nichts sie heutzutage

noch erstaunen. Sie ist rücksichtsvoll. Sie überhäuft mich nicht mehr mit Vorwürfen. Sie hat verstanden, dass Rügen in meinem Fall keine Lösung sind. Sie hat mir einfach eine Frage gestellt, die mir seitdem nicht aus dem Sinn geht: Sie hat mich gefragt, ob ich etwas wisse. Ich habe ihr geantwortet: »Nein.« Was die reine Wahrheit ist. Sie sah erleichtert aus. Sie erklärte mir, dass solche Handlungen einem Jungen in meinem Alter nicht gut anstünden. Der Meinung bin ich auch. Ich wollte wissen, ob sie nicht auch fände, dass das blaue Kleid mir besser stünde. Ich habe darauf verzichtet. Sie sehen, dass ich mich benehmen kann. Ich hoffe allerdings, dass wir diesen Vorfall vollständig aufklären können. Ich brauche Klarheit darüber. Ich lebe ungern mit einer jungen Frau auf dem Gewissen.

Hier noch ein letzter Hinweis bezüglich meiner Herkunft:

Ich bin am 23. Juli morgens in Zürich an der Moussonstrasse geboren worden. Das ist ganz in der Nähe, dreißig Minuten zu Fuß. Die Natur hat es gut eingerichtet. Ich hätte es verabscheut, mitten im Winter zur Welt zu kommen, wenn Schnee fällt und der Himmel tief hängt. Leute wie ich brauchen viel Licht. Wir ähneln ein bisschen den Pflanzen.

In meinem Geburtsmonat ist der Halleysche Komet über den Himmel gezogen. Ein gewisser M. Wolf

hat ihn fotografiert. Ich habe Abzüge davon in einer Zeitschrift gesehen, deren Namen ich vergessen habe – man kann sich nicht an alles erinnern, sonst kommt es zu einer Gehirnembolie. Der Halleysche Komet wird alle sechsundsiebzig Jahre für uns sichtbar, das können Sie nachprüfen. Mark Twain, der 1835 zeitgleich mit seinem Erscheinen geboren wurde, starb kurz nach der Wiederkehr des Kometen – »periapsid« würde mein Vater das nennen. Mark Twain hat kurz vor seinem Tod diese Zeilen geschrieben: »Ich bin 1835 mit dem Halleyschen Komet gekommen. Er kommt nächstes Jahr wieder und ich erwarte, auch mit ihm zu erlöschen.« Mark Twain drückt sich so aus, und Eduard Einstein wird eingesperrt!

1986 wird der Halleysche Komet erneut sichtbar sein. Ich werde dann nicht mehr auf der Welt sein. Ich werde ihn von oben erkennen, aus größerer Nähe als je zuvor. Ich glaube an die Macht des Geistes.

Ich habe meinen Vater am Tag meiner Geburt nicht gesehen. In den Augen eines berühmten Physikers ist das Erscheinen des Halleyschen Kometen ein weitaus gewichtigeres Ereignis als die Ankunft eines Schreihalses in der Stadt Zürich. Wie soll ich mit einem Stern konkurrieren? Ich bemühe mich, diese Frage zu lösen. Ich bin in Zürich geboren, ich habe

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Laurent Seksik

## **Der Fall Eduard Einstein**

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 336 Seiten, 12,5 x 20,0 cm

1 s/w Abbildung

ISBN: 978-3-89667-520-0

Blessing

Erscheinungstermin: Mai 2014

Der große Roman über die Tragik hinter dem Glanz der Familie Einstein

Als er zwanzig Jahre alt war, erlitt Eduard Einstein, der bis dahin ein vor allem musisch begabter Junge gewesen war, unkontrollierbare psychotische Anfälle. Unter Tränen brachte seine Mutter ihn in die psychiatrische Anstalt Burghölzli bei Zürich: Eduard Einstein, der zweite Sohn des berühmten Naturwissenschaftlers, war schizopren, so lautete die Diagnose. Seine Mutter Mileva half ihm, wann immer sie konnte, aber Albert Einstein, der inzwischen neu geheiratet hatte und vor den Nazis Amerika floh, besuchte ihn nur ein einziges Mal. Eine schicksalhafte, aufwühlende Begegnung, von Vater und Sohn unterschiedlich erlebt, die erst spät und im Rückblick für Eduard zu einem Hoffnungszeichen wurde.